Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 9

Artikel: Gott ist der erste Eid-Genosse
Autor: Leox
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409186

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRICH, 1. September 1941. Nr. 9 - 24. Jahrgang.

DER
FREIDENKER
ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion:
Transitfach 541 Bern

Es gibt nur eine Sünde: Feigheit.
Nietzsche.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof.Postch. VIII. 26 074

Bern

INHALT: Gott ist der erste Eid-Genosse. — Gottfried Kellers Weltanschauung (4. Fortsetzung). — Ueber die Einführung des Christentums. — Der Staat. — Bekenntnis. — Vermischtes. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Heilige Jungfrauen (Schluss).

Gott ist der erste Eid-Genosse.

Die Augustfeuer auf den Bergen sind erloschen. Die patriotischen Reden sind verklungen. Das Jubiläum der 650-jährigen Eidgenossenschaft gehört bereits der Vergangenheit an. Die Feststimmung hat sich verflüchtigt und hat wieder dem nüchternen Alltag Platz gemacht.

Was von der Feier blieb? Wohl nicht viel mehr als von andern Festen: die Erinnerung. Wie viele haben diesen 1. August als Schwurtag der alten Eidgenossen begangen und mit ihnen auf das neue gelobt: *Lieber den Tod als in der Knechtschaft leben?* Die Antwort auf diese Frage würde uns erst in der Stunde der Gefahr gegeben, die uns lieber erspart bleiben möge. «Wir haben unvergessliche Stunden aufrichtiger und liebster eidgenössischer Brüderlichkeit verlebt», so schreibt seine Exzellenz Monsignore Marius Besson, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg in der «Semaine catholique», und fährt fort: «Schon im Sonderzug, der die Behörden aller Kantone von Bern nach Schwyz brachte, schien jede Verschiedenheit politischer und konfessioneller Natur verschwunden zu sein.»

Diese eidgenössische Brüderlichkeit vereinte am 1. August das ganze Schweizervolk. Imposanter als die Brüderlichkeit im Sonderzug, war bestimmt die Brüderlichkeit des Volkes. Auch beim Volke «schien» jede Verschiedenheit politischer und konfessioneller Natur verschwunden zu sein.

Wir fragen: Warum «schien» es nur? War es wirklich nur Schein statt Sein? Nein, es war nicht nur Schein, es «schien» nicht bloss, denn über aller politischen und konfessionellen Verschiedenheit war ein Gedanke grösser und lebendiger: der Gedanke an die Heimat und ihre Freiheit. Alles Trennende war wenigstens für diesen einen Tag vergessen. Hat sich seine Exzellenz auch schon einmal gefragt, warum wir Schweizer trotz aller Verschiedenheit sprachlicher, politischer und konfessioneller Natur so brüderlich zusammenleben können? Sicherlich hat sich seine Exzellenz diese Frage schon gestellt und zugleich beantwortet. Die Antwort steht aber der unseren diametral gegenüber.

Es war nicht immer so mit dieser Brüderlichkeit! Erinnern wir uns der Worte von Bundespräsident Emil Welti, die er anlässlich der 600 Jahrfeier aussprach: «Während drei Jahrhunderten haben wir Schweizer uns in Religionskriegen die Köpfe eingeschlagen.» Es war wirklich herzlich wenig zu spüren von der Brüderlichkeit, die Monsignore Besson heute die Bewunderung entlockt. Die Eidgenossen waren nicht immer so gesittet. Es gab eine Zeit, da unseren Vorfahren selbst eine Kesselflicker-Gesinnung fehlte. Was heisst das? Illustrieren wir dies durch ein Erlebnis, das der Schreibende in seiner frühesten Jugend hatte: Ein Mann und eine Frau, Kesselflicker, fahrendes Volk, verführen auf der Strasse einen Mordslärm und verschlagen sich nach allen Regeln der Kunst die Köpfe. Ein des Weges kommender Herr nimmt sofort die Partei der Frau, d. h. des schwachen Geschlechtes, und sucht die Raufenden zu trennen. Mit welchem Erfolg? Entrüstet über so viel Frechheit wendet sich die Geschlagene um, stellt die Arme in die Hüfte und gibt dem «Interventionisten» die unmissverständliche Weisung: «Laufet Ihr Eures Wegs, er schlägt seine Sache.» Diese Kesselflicker-Solidarität besassen die Eidgenossen nicht immer, den gerade die konfessionellen Fragen waren es, die der heute selbstverständlichen und besungenen Brüderlichkeit hindernd im Wege standen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass die politischen Differenzen der alten Eidgenossen immer eine konfessionelle Färbung, oder zum mindesten irgend einen religiösen Hintergrund hatten, so dass für alle Zerwürfnisse nur konfessionelle Belange in die Wagschale gelegt werden können.

Wenn wir heute trotz der politischen und konfessionellen Verschiedenheit in eidgenössischer Brüderlichkeit zusammenleben können, so ist dies einzig das Verdienst der blutig erkämpften Glaubens- und Gewissensfreiheit, mit andern Worten: der Toleranz. Toleranz heisst «Erduldung». Jeder Eidgenosse soll es erdulden, dass sein Miteidgenosse auf seine Fasson selig werde. Jeder trägt eine eigene Haut in die Gerbe. Es kehre jeder vor seiner Tür, dann ist es überall sauber.

Diese Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Perle unserer Verfassung, ermöglicht uns, trotz der bunten Würfelung, friedlich auf dem kleinen Flecken Erde zu wohnen. Sie ist das Kleinod unserer liberalen Verfassung, deren hundertjährige Dauer wir im Jahre 1948 feiern können. Hundert Jahre friedliche Eidgenossenschaft!

Um der Wahrheit die Ehre zu geben muss bei diesem Anlass gesagt werden, dass dies nicht das ausschliessliche Verdienst der liberalen Eidgenossen ist, sondern ebensosehr dasjenige der Katholiken, die vor der Wiederholung von Sonderbunds-Experimenten Abstand nahmen. Damit ist freilich nicht gesagt, dass der Katholizismus sein Ziel aus den Augen verloren hätte. Was sich geändert hat, ist einzig der Weg zum Ziele.

Die katholische Kirche hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass ihr die 48iger Verfassung ein Dorn im Auge ist. Die

wiederholten Versuche, diese liberale Verfassung zu Fall zu bringen, sind augenfällige Beweise. Auch gegenwärtig glauben die konservativen Kreise, die Schwere der Zeit in diesem Sinne nutzen zu müssen. Die Artikel über die Glaubens- und Gewissensfreiheit, über die Klöster und die Jesuiten, über Schule und Ehe sollen bei einer Verfassungsrevision eliminiert werden. Die Abfuhr, die die Revisionisten im September 1935 erlitten haben, war nicht hinreichend, um die Frage zum Verstummen zu bringen. Immer wieder spukt der schwarze Geist in Presse und Parlament und der aufmerksame Beobachter wird in der ganzen eidgenössischen Politik Zeichen gewahr, die darauf hinzielen, die Sünden des Liberalismus auszumerzen, d. h. gutzumachen durch eine katholische Verfassung. Der Katholik ist durch seinen Glauben in einer Zwangslage, die bereits Jean Jacques Rousseau treffend beschrieben hat: «Es ist unmöglich, mit Leuten in Frieden zu leben, die man für verdammt hält; sie lieben, hiesse Gott hassen, der sie straft. Man muss sie unbedingt bekehren oder foltern. Ueberall, wo theologische Untoleranz erlaubt ist, kann ihre Einwirkung auf staatliche Verhältnisse nicht ausbleiben . . ..»

Mit diesen wenigen Worten ist die Aufgabe, die sich den Katholiken aus dem Glauben stellt, eindeutig umschrieben. Man muss sie unbedingt bekehren oder foltern. Wer etwa glaubt, dass die Folter eine überlebte Bekehrungsmethode sei, der irrt sich, denn gerade die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben in eindrucksvoller Weise gezeigt, dass sie nicht überlebt ist. Dabei ist es gleichgültig, um welcher Idee willen gefoltert wird. Die sadistischen Instinkte sind nicht tot, sondern nur verdrängt und wenn die Kirche noch jene Macht hätte oder wieder erlangen würde, die sie einmal hatte, so würde sie von diesem Mittel der Bekehrung so wenig zurückschrecken, wie zur rühmlichen Zeit der Inquisition. Zum Glück für die Menschheit hat die katholische Kirche diese Macht nicht mehr und wird sie auch nie wieder erlangen. Zur Bekehrung bleibt ihr nur noch die «Mission», in Handel und Politik Propaganda genannt. Der physische Nachdruck von einst, wird, wo dies möglich ist, durch den wirtschaftlichen Nachdruck ersetzt.

Die katholische Kirche hat denn auch, wie im Vorneherein zu erwarten war, die Jubiläumsfeier der Eidgenossenschaft für die Propaganda kräftig zu nutzen verstanden. Ganz abgesehen von demjenigen, was wir persönlich gehört und gesehen haben und was in die Augen fiel, wurde hinter den Kulissen noch ein Mehreres geleistet. Wie wäre sonst die bischöfliche Zufriedenheit zu erklären, denn im gleichen Artikel von Monsignore Besson heist es: *«Die religiöse Not trat ebenso stark hervor wie die patriotische. Unser Land ist offiziell christlich, viel mehr als in irgend einer andern Epoche unserer modernen Geschichte.»* Dieser letzte Satz bestärkt und unterstreicht, was wir seit Jahren behauptet haben, dass unser Land offiziell *katholisch* ist, «viel mehr als in irgend einer andern Epoche unserer modernen Geschichte» Denn es untersteht keinem Zweifel, dass der Bischof unter «christlich» katholisch versteht. Wenn die Offiziellen katholisch sind, so muss es auch das Volk werden. Das ist keine leere Behauptung, sondern geht eindeutig aus der Jubiläumsnummer der «Schwyzer Zeitung» hervor, wo die Programmpunkte des Katholizismus mit aller wünschbaren Klarheit entwickelt werden. Wir müssen wieder katholisch werden um ein einig Volk zu sein. Der Artikel war so anmassend und die Propaganda so unverschämt, dass selbst der Protestantismus aus seiner schläferigen Langmut erwachte, was zu einer Erklärung des Evangelischen Pressedienstes in der Tagespresse führte. Mit «Genugtuung» stellt der evangelische Pressedienst fest, dass Herr Bundesrat Etter von diesem, die Protestanten beleidigenden Artikel, Abstand genommen habe. Wie leicht wird Bundesrat Etter diese Distanzierung gefallen sein. Er kann sich aus politischer Klugheit ohne Bedenken distanzieren, denn am Ziel des Katholizismus ändert das keinen Yota. Durch diese «Genugtuung» werden die Beleidigten wieder eingelullt, so dass das Ziel ruhig weiter verfolgt werden kann. Bekanntlich heiligt der Zweck die Mittel.

Eine weitere Reklamation kam von sozialdemokratische Seite. Wir erinnern uns, dass die schweizerische Depeschenagentur, auf höhere Weisung natürlich, die Glückwünsche des Papstes über alle Masse breitgeschlagen hat. Man hätte glauben mögen, es wäre das grösste Erlebnis des Tages und dass der geistige Herr des Schweizervolkes der Papst wäre. Wir bringen nachstehend die Bemerkungen der «Berner Tagwacht» zum Abdruck. Sie spricht uns aus dem Herzen, so dass wir nichts mehr beizufügen haben. Unter dem Titel «Peinliche Nachklänge» schreibt sie:

«Die katholische Kirche hat sich bei den 650-Jahr-Feiern in Schwyz tüchtig in den Vordergrund zu drängen gewusst als ob nicht die Gründung der Eidgenossenschaft in scharfer Gegnerschaft zu den Klöstern und Kirchengewaltigen der damaligen Zeit erfolgt wäre, die auf Habsburgs Seite standen. Wie die Kirche heute noch stünde, hätte Habsburg damals gesiegt.»

«Inzwischen hat man nur von einer offiziellen ausser staatlichen Gratulation gehört, von der des Katholikenstaates, des Vatikans. Darüber hinaus gab es freundliche

Feuilleton.

Heilige Jungfrauen.

(Schluss)

Schon zur Zeit der Christenverfolgung hatte man Verzeichnisse von Märtyrern, sogenannte Calendarien, in denen die Namen mit kurzen geschichtlichen Angaben verzeichnet standen. Da diese Calendaria verloren gegangen sind, wissen wir nicht, ob die oben von uns angegebenen Namen weiblicher Heiliger darin verzeichnet waren. Wenn dies der Fall war, so hatte man sie damals nur zur Bewahrung ihres Gedächtnisses aufgeschrieben und erst nach und nach bezeichneten sie in der Anschauung der Christen **Halbgötter**, d. h. schützende, rettende Geister. In der Nachkonstantinischen Zeit ward die Literatur der Martyrologien zu einer schnell anwachsenden Lawine, die unterwegs mitnahm, was ihr in den Weg kam. Ende des fünften Jahrhunderts schon befand sich diese Literatur in einem solchen Zustande, dass «Papst» Gelasius gewisse Heiligakten vom kirchlichen Gebrauche ausschloss (anno 494 auf einer Synode in Rom). Vom neunten Jahrhundert an durchbrach der Strom dieser Literatur seine immer mehr schadhaft gewordenen Dämme; von irgendwelcher Kritik, von historischer Treue hatte man keine Ahnung; man bearbeitete (namentlich in den Klöstern) das Leben der Heiligen zu erbaulichen Zwecken, oft als Stilübung, liess die Phantasie ohne Zaum und Zügel walten und schuf zugleich einen Wetteifer zwischen den einzelnen Städten, Klöstern, Gesellschaften, deren jede ihren besonderen Heiligen durch Wunder auszuzeichnen bestrebt war. So entstand eine Literatur, welche die Phantasie zur Mutter, Lug und Trug zum Vater hatte. . . .

Infolge dieser Vermehrung der Heiligen sind die meisten jener von uns oben erwähnten olympischen Weiber vergessen. Denn andere Sterne haben ihren Glanz verdunkelt. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass man vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert in Italien so wenige weibliche Gottheiten auf den Olymp der römischen Kirche beförderte. Vom zwölften Jahrhundert an wurde es anders, den nun entstand der Wetteifer der Mönchsorden, unter denen die Franziskaner und Dominikaner auf das Volksleben einen so grossen Einfluss gewannen. Das **Ideal der Jungfräulichkeit** ward mit neuen Lorbeeren umgeben, im Klosterleben eröffnete sich dem Weibe eine zur angeblichen Vollkommenheit führende Laufbahn und auf derselben erstrebten neue «Heroinen» den Gipfel des Olymp. Eine neue Reihe von Heiligen ward dem goldenen Buch der Kirche einverleibt; wir nennen als Beispiel nur St. Klara, die Schwester des St. Francesco; ferner **Katharina von Siena**, die Färberstochter, sowie andere desselben Namens: Katharina von Genua, Katharina von Bononien, Katharina di Ricci, sowie Magdalena dei Pazzi und die heilige Theresa, deren Kultus von Spanien aus nach Süditalien kam. Bei aller Verschiedenheit sind die Lebensbilder dieser heiligen Jungfrauen einander doch ähnlich. Es sind Zerrbilder weiblichen Lebens und weiblicher Natur. Dasjenige was von der römischen Kirche an diesen Frauen gepriesen und bis zum Himmel erhoben wird, ist die widerlichste Unnatur, ein heiliger Büsserwahnsinn, den die Verlogenheit der Berichterstatter

Pressestimmen aus England, Amerika, Frankreich und selbst aus Spanien. Diese Pressestimmen wurden jeweilen prompt vom Bundesrat freigegeben und publiziert. . . .»

«Die Botschaft des Papstes ist gestern zur Publikation freigegeben worden, gleichzeitig mit der Antwort des Bundesrates. Als wäre die Schweiz eine katholische Provinz und hätte hier die Aufklärung nicht eine grössere Rolle gespielt, wird der Herrgott in den Mittelpunkt gestellt. Der Papst, was begreiflich ist, empfiehlt die Schweiz dem Machtschutz Gottes; er, der Papst, flehe zu Gott, dass er uns schütze. Möge der fromme Wunsch, möge die Fürbitte bessern Erfolg haben als im Falle so vieler wirklich katholischer Länder, zum Beispiel Oesterreich, Tschechei, Polen. Der Bundesrat antwortete gottgläubig, unser Frieden sei ein Geschenk der Vorsehung. Verglichen mit dem Schicksal anderer Völker wären wir somit fast so etwas wie ein auserwähltes Volk. Dem klaren Denken graut vor solcher Mystik. Der Bundesrat dürfte in seiner Gesamthaltung jeweilen daran denken, dass er den Ueberzeugungen aller Eidgenossen durch Zurückhaltung gerecht werde. Er braucht keine Spezial-Propoganda zu machen.»[1])

Dass der Herrgott in den Mittelpunkt gestellt wird, dass wir anscheinend sein auserwähltes Volk sind — nicht mehr die Juden — das wird sogleich verständlich, wenn wir uns die neueste katholische Feststellung zu eigen machen: *Gott ist der erste Eid-Genosse.* Wer beim Lesen dieses Titels an eine Gotteslästerung dachte, muss sich an die katholische Presse halten und allenfalls diese anklagen.

In den «Freiburger Nachrichten» vom 1. August steht zu lesen:

«Betet, freie Schweizer, betet!

650 Jahre Schweiz sind ein Beweis für die Vorsehung! Mag einer die Helden der alten und neuen Eidgenossenschaft aufzeichnen, ihre Taten in die Wagschale legen, mit ihrem Heldenmut und ihrer Tapferkeit Hunderte begeistern, immer bleibt noch eine gewaltige Kluft zwischen Macht und Recht, zwischen Hass und Liebe, immer bleibt noch die Frage nach jener Kraft, welche das Vaterland über alle Stürme und Gewitter hinweg, durch alle Zerwürfnisse und Niedergänge hindurch, gerettet hat.

Gott ist der erste Eid-Genosse.

Er hat seinen Eid gewalten. Wie oft wäre Gott berechtigt gewesen, das Schweizervolk fallen zu lassen. Denken wir an die Zeiten Bruder Klauses, an Unruhe und Unsittlichkeit, die durch die Schweizergaue zogen. Gott hat trotzdem immer seine Hand über unseren Bergen und Tälern gehalten. Auch heute, wo wir in Tat und Wahrheit sagen müssen, das Schweizervolk hat die Lage, die Schonung, die es heute geniesst, nicht verdient, verdient sie heute und morgen nicht, weil noch sowenige sich zu Besinnung und Einkehr aufgerafft haben.

Nun ist es an uns,

unsern Eid zu halten. Eid-Genossen sein heisst heute zu Gott hintreten und danken, heisst: anerkennen, was Gott uns gab und gibt, heisst: niederknien und loben und preisen. Eidgenossen sein — heisst heute aufstehen und die Arme ausbreiten und bitten: Herr, hilf weiter, unsere Kraft steht Dir und Deinem Reiche bereit. Wir wollen unseren Eidschwur halten und B r ü d e r sein. Am Opfer der Zeit wollen wir erstarken, an Verzicht und Selbstbeherrschung wachsen, aus reinem Leben wollen wir aufsteigen zu kernhaftem Volke! Herrgott, nimm unseren Willen, nimm unsere lebendige Tat. Wir sind Dein Volk! Heilige uns!

Jeder erinnere sich, was ihm persönlich bedeutet: i c h b i n E i d g e n o s s e. Ich bin Gott und der Heimat verpflichtet. Lebendige Kraft meiner Heimat. Herrgott, schlag nicht zu, sondern segne mich!

So wollen wir den Tag der Eidgenossen begehen!»

Gott ist der erste Eid-Genosse. Er hat seinen Eid gehalten. Wann, wo und wem gegenüber hat Gott diesen Eid geleistet?

Wir Freidenker kennen Gott nicht und behaupten, dass er nicht existiert und unsere Gegner sind uns bis heute den Beweis seiner Existenz schuldig geblieben. Im Gegenteil, sie liefern uns täglich Beweise dafür, dass Gott nichts weiter ist als ein Passwort für Geschäftemacher. So auch die Freiburger. Sie wissen um Gott, ja mehr, sie stehen mit ihm sogar auf Du und Du. Wie könnten sie sonst behaupten, dass Gott der erste Eid-Genosse war? Wir haben keinen Gott und keine Gottesvorstellung, aber was sich die Katholiken hier leisten, muss jeden saubern Christen empören. Dass sich das katholische Kirchenvolk so etwas auftischen lässt, spricht nicht nur Bände über die geistige Unselbständigkeit, sondern ebensosehr über die Geschmacklosigkeit. Gott ist der erste Eidgenosse! Ein neues Schlagwort für den sakralen Pöbel. Wir sind schon unendlich vielen Abgeschmacktheiten aus katholischer Feder begegnet, doch diese grenzt an geheiligten Schwachsinn. Wir würden uns nicht wundern, wenn die Freiburger in ihrem religiösen Tiefsinn herausfinden würden, dass Gott der erste Freiburger war! *Leox.*

[1]) «Berner Tagwacht», Nr. 178 vom 5. August 1941.

---

in den Augen der Bewunderer zu erhöhen strebt. Was in dieser Hinsicht Franziskaner und Dominikaner im Wettstreit miteinander leisteten, zeigt z. B. Margaretha von Cortona, in deren Herz die Nonnen die Symbole der heiligen Trinität und die Zeichen der Passion entdeckten. Kaum hatte dies Mirakel den Ruhm der Franziskaner erhöht, so fanden die Dominikaner im Herzen einer anderen Margaretha drei Steine, auf denen Bilder der Maria dargestellt waren. Einen noch grösseren Triumph feierten die Dominikaner, als sie zum neuentdeckten Amerika übergingen und aus Lima eine Heilige zum Olymp sandten, mit welcher sie alles bisher Dagewesene zu übertreffen bestrebt waren. Wir nennen die heilige Rosa, geboren 1586 in Lima, gestorben daselbst als Dominikanerin 1619, im Jahre 1668 beatifiziert, im Jahre 1669 durch Klemens IX. kanonisiert, der ihr Fest für den katholischen Erdkreis auf den 30. August festsetzte: «Der Ruhm ihres Namens durchtönt den Erdkreis, weil sie die Erdengrösse verachtete und den Weg der christlichen Tugend wandelte.» Was die römische Kirche unter letzteren versteht, werden wir sehen.

«In jenem Teil der neuen Welt, welcher in der heissen Zone liegt, in jenem Lande, welches einen Reichtum an Gold in seinem Schosse birgt, entsprosste, zum höchsten Ruhme des dort eingeführten Christentums, eine zarte Blume, welche mit ihrem Wohlgeruch den Erdkreis erfüllte, so weit sich der vom Orden der Dominikaner gepflanzte Garten ausdehnt. Am Himmel erschien ein glänzender Stern, der mit seinen Strahlen die andere Hemisphäre der Erde erleuchtete. Ich rede von der Santa Rosa di Lima, deren Festtag wir heute begehen; von jener Rosa, die in einzigartiger Weise Segnungen von Oben empfing und von ihrem himmlischen Bräutigam beglückt wurde mit den Süssigkeiten seiner Liebe, indem der Arm seiner triumphierenden Liebe sie umschlang. Ich rede von St. Rosa, welche zu einer solchen Höhe der Heiligkeit gelangte, dass der Stellvertreter Gottes sie der Apotheose für würdig hielt und in seiner Kanonisationsbulle sie als das Muster jeder evangelischen Vollkommenheit bezeichnete, totius evangelicae perfectionis exemplar.» — So beginnt ein Panegyrikus, dessen Text das Schriftwort Hohel 5,1 bildet: «Ich komme, meine Braut, in meinen Garten». — Um dies Wunder der «evangelischen» Vollkommenheit kennen zu lernen, folgen wir dem, was beim Kanonisationsprozess aktenmässig festgestelt worden und in St. Rosas Lebensbeschreibung von Festa (Neapel 1872) abgedruckt ist.

Als Rosa noch in der Wiege lag, zeigte sich ihre künftige Grösse durch einen ihr Angesicht verklärenden Glanz. Solche Märlein bietet man dem Publikum, welches nicht weiss, dass ähnliche Legenden schon im Altertum erzählt wurden. Servius Tullius, das Kind des Glückes, sowie der Sohn des Aeneas hatten beide dies Vorzeichen künftiger Grösse aufzuweisen. Dass Rosa ein Wunderkind war, lässt sich erwarten, da alle Santi der römischen Kirche an solcher Unnatur leiden. Rosa hat als Säugling nie geweint, auch nicht, als sie vier Tage die Muttermilch entbehrte. Sie war also schon als Kind die Vollkommenheit selbst. Das Lernen fand sie überflüssig, ja schädlich, weil sie dadurch in ihren Gebeten zur Madonna und dem Bambino Gesú gehindert wurde, aber erstere kam ihr zu Hilfe und bewirkte, dass sie an einem Tage die Kunst des Lesens und Schreibens lernte. Da sie nun nichts mehr lernte